

MODERNE FRAUENZEITUNG

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Osterfest in den Gemächern Ihrer Majestät. Original-Zeichnung von H. Lüders. — Späte Heimfahrt. Strand-Novelle von F. Meißner, mit Illustrationen (Fortsetzung). — Proserpina de Rossi. Von Alfred Friedmann, mit Illustrationen von Grot-Johann (Schluß). — Ostergruß. Komposition von Carl Gehris. — Osterfreude. Erzählung von Emile Erhard-Wiesbaden. — Für den Lesetisch der Hausfrau. — Wirtschaftsplaubereien (mit Illustrationen). — Buntes Allerlei. — Korrespondenz.



Osterfest in den Gemächern Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta.
Orig.-Zeichnung von H. Lüders. — Hierzu Erzählung „Osterfreude“ S. 174.

(1. Fortsetzung.)

Späte Heimfahrt.

Eine Strand-Novelle von F. Meister.

III.



reimal hatte sich seitdem das Jahr erneut. Es war wieder Frühling und Thomas konnte jeden Tag zurückkommen. Nannie hatte noch mehrere Briefe erhalten, in jedem war ein Gruß für Else gewesen, weiter nichts.

Nannie hatte sich niemals darüber gewundert, daß Else keine Briefe mehr erhielt und auch selber keine mehr an Thomas schrieb. Sie führte jetzt gan andere Dinge im Kopf, und manchmal wünschte sich Else im stillen Glück, daß sie das Kind nicht allein zu Hause gelassen hatte, denn Nannies reizendes Gesichtchen und harmlos liebliches Wesen erlangten bald einen solchen Ruf am Strand, daß der Kompaß aller jungen Schiffer auf eine Meile in der Stunde schnurstracks auf Vater Gast's altes Häuschen wies.

Endlich brachte ein heimgekehrtes Schiff die Kunde, daß die „Seeschwalbe“ auf der Rückreise aus den indischen Gewässern wegen einer leichten Havarie in den Hafen von Funchal, Madeira, hatte einlaufen müssen. Bald darauf berichtete Kurt Markers, jetzt Kapitän eines schnellsegelnden Schooners, daß er die „Seeschwalbe“ im englischen Kanal überholt habe, und daß dieselbe sehr bald nach ihm eintreffen müsse.

Nannie hüpfte singend durch das Haus und stieg ab und zu hinauf in das Zimmer unter dem Dach, um von dort aus stundenlang mit des alten Gast's Teleskop in die See hinauszuspähen, und in jedem Fleckchen am Horizonte glaubte sie dann Kapitän van Tromps Fahrzeug zu erkennen. Else wartete. Sie wagte nicht zu hoffen, aber wenn Thomas sie nur noch einmal fragte, dann wollte sie nicht mehr Nein sagen. Denn Nannie war inzwischen älter und verständiger geworden und hörte auf Vernunftgründe. Und wenn sie durchaus zurückbleiben wünschte, dann brauchte sie nur unter zwanzig liebevollenden jungen Burischen sich den auszusuchen, dem sie am meisten Vertrauen schenkte. Zuweilen wollte es Else scheinen, als ob Kurt Markers des jungen Mädchens Herz gewonnen habe. Wenngleich sie mit anderen scherzte und lachte, so konnte sie dennoch stundenlang an Kurts Seite sitzen und seinen Worten lauschen, wenn er ihr von seinen früheren Fahrten erzählte, auf denen er meistens in der Gesellschaft Thomas van Tromps gewesen.

Else wartete, aber das Warten beschleunigt nichts. Und doch kam endlich der Tag. Nannie war in das Dorf hinuntergegangen und Else saß allein zu Hause. Müde des vergeblichen Harrens, hatte sie heute noch keinen Blick hinausgeworfen. Jetzt erhob sie sich und öffnete die Thür, um nach dem jungen Mädchen zu sehen, dessen ungewöhnlich langes Ausbleiben ihr Sorge zu machen begann. Sie blickte hinunter und sah nichts, sie blickte hinauf — dort oben auf der Höhe stand Thomas van Tromp, und Nannie hing zärtlich an seinem Arm. Der Anblick fuhr ihr ins Herz wie ein Messerfisch. Die Überraschung war's nicht; sie hatte ihn ja täglich erwartet. Sie war um Mitternacht aus dem Schlafe gefahren, weil sie seinen Schritt zu vernehmen geglaubt. Sie hatte am Morgen

mit klopfendem Herzen die Thür geöffnet, mit dem Gedanken: Wie, wenn er draußen wartete? O nein, die Überraschung war es nicht, die sie so mächtig ergriff, wohl aber die Ahnung oder vielmehr die Gewißheit von dem, was ihr bevorstand. Sie hatte den Blick bemerkt, mit welchem Nannie an des Kapitän's Gesicht hing, und sie wußte alles. Leise schloß sie die Thür; man hatte sie nicht bemerkt. Sie fühlte sich plötzlich so schwach, als sei sie eben erst von schwerem Krankenlager erstanden, und obgleich es heller Mittag war, lag es ihr finster auf den Augen, so daß sie sich tappend durch das Zimmer fühlen mußte bis zu der Thür, die in das obere Gemach führte. Es trieb sie hinweg aus dem Lichte in die Dunkelheit, in das Verborgene. Der Schlag hatte sie schwer und grausamer getroffen, als sie ertragen konnte. Gern hätte sie Nannie alles gegeben was sie besaß; und hatte sie ihr nicht schon ihr Lebensglück geopfert? Aber auch ihn noch — mußte sie ihr wirklich nun auch ihn noch geben?

Man öffnete die Thür. Nannies Stimme rief nach ihr. Else sprang auf und trat ihr entgegen. Das junge Mädchen stand in der Thür, glühend vor Freude und Aufregung.

„O Else, er ist da! Kapitän van Tromp ist wieder da!“ rief sie und warf sich schluchzend an Elses Brust. Sie ahnte nichts von dem, was in dem Herzen des armen Mädchens noch soeben vorgegangen war. Else streichelte ihr liebevoll und beruhigend die Wange, und so gewann auch sie selber ihre äußerliche Ruhe wieder.

„Komm Kind,“ sagte sie, „wir wollen ihn nicht warten lassen.“

Und sie eilte die Treppe hinunter, langsamer gefolgt von Nannie.

Thomas stand unten im Zimmer und blickte zum Fenster hinaus.

„Willkommen, Kapitän van Tromp,“ sagte Else, als er keine Miene machte sich umzuwenden. Er fuhr zusammen bei dem Tone der bekannten Stimme, als er aber diese ungewohnte Anrede vernahm, den Namen, dessen sich Else ihm gegenüber noch nie bedient hatte, bezwang er sich, und ebenso kalt und gemessen wie Elses Benehmen war auch das seine, als er ihr entgegentrat und ihr die Hand reichte. Dann setzten die Beiden sich nieder und redeten von Dingen, für die keines von ihnen das geringste Interesse empfand, die beider Herzen gänzlich fern lagen, und Else wünschte, daß Thomas nimmer gekommen wäre, während sie zugleich überzeugt war, daß auch er sie gern los wäre und lieber Nannie an ihrer Stelle sähe. Und doch war alles ganz so wie früher — das alte Haus, die See, das Tictacken der Uhr, und auch Thomas und sie selber — und dennoch wieder so ganz anders! Else meinte, das Herz solle ihr brechen, und sie kämpfte hart, um nicht laut aufzuweinen.

Endlich fand auch Nannie den Mut hervorzutreten und plaudernd alle Neuigkeiten zu erzählen, die sich in Thomas' Abwesenheit zugetragen — wer gestorben war, wer sich verheiratet hatte und wer in See gegangen war. Und während sie sprach, beobachtete Else das Gesicht des Kapitän's. Er war älter und ernster geworden. Aber er war noch immer der männlich schöne Thomas van Tromp. Er war zweimal so alt wie Nannie; das junge Mädchen aber hatte offenbar keine Ahnung davon, daß sie und Thomas einst einander zu heiraten gedacht hatten, und so erstarb die Bitterkeit in Elses Herzen.

Als er gegangen war und Nannie ihr langes, goldblondes Haar kämmte, unterbrach sie sich jeden Augenblick, um sich dieses oder jenes Wort, das er gesagt, halblaut zu wiederholen, und sogar noch, als sie ihr Lager aufgesucht hatte und Else sie längst schlafend wähnte, richtete sie sich plötzlich wieder auf, um von den schönen Geschenken zu plaudern, die Thomas für sie an Bord habe, bis Else endlich in höchster Aufregung sich von ihr wendete und nicht mehr zuhören wollte. Als Nannies Geplauder dann vom Schlaf unterbrochen worden, stiegen alle die bitteren Gedanken, die Else so heldenmütig unterdrückt hatte, wieder in deren Herzen empor. Sie konnte nicht einschlafen. Sie stand auf und legte das prächtige kirchrote Kleid an, das sie hatte tragen wollen, wenn Thomas heimgekehrt war. Sie ordnete ihr schweres, glänzendes Haar in der Weise, die er immer so gern gehabt. Das heiße Blut stieg ihr in Wangen und Lippen, und keins der Juwelen, die er vielleicht Nannie schenkte,

konnte so schimmern und glänzen wie jetzt ihre Augen. Wohl war Nannie ein liebliches Kind, sie aber war mehr als lieblich, dessen war sie sich bewusst. Und dann — Thomas hatte sie geliebt. Er gehörte ihr. Sie wollte ihn wiedergewinnen. In diesem Gedanken lag nichts Strafbares und dennoch überzog mit demselben eine dunkle Blut ihr Antlitz.

Sie trat zum Bette und blickte auf Nannie herab. Das Kind war leichtfertig und machte sich wenig Gedanken, jetzt aber erinnerte sich Else, daß es einst in ihrer Krankheit Nacht für Nacht bei ihr gewacht. Aber auch sie hatte daselbe manche lange Stunde auf ihren Armen getragen. Und mehr noch, sie hatte es dem Leben zurückgewonnen, als die See es für tot aufgegeben. War es nicht ihr eigen? Ihr Kind? Hatte sie sich nun nicht gegen ihr eigen Fleisch und Blut verschworen?

Else sank schluchzend neben dem Bette auf die Kniee.

„O mein Gott!“ weinte sie. „Was wollte ich beginnen!“

Sie faltete das prächtige Kleid zusammen und legte es still zurück an seinen Ort. Dann löste sie die schweren Flechten ihres Haars, und der Morgen dämmerte grau durch die kleinen Fenster, als sie sich zur Ruhe begab. Wenn eine von ihnen zum Leiden bestimmt war, so war es nur recht und billig, daß die Stärkere die Bürde auf sich nahm. Die Stärkere aber war Nannie nicht.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Nannie sah lieblicher aus denn je in ihrem lichtblauen Kleide, das Thomas ihr einmal vor langer Zeit mitgebracht hatte, der nun kam, um die beiden Mädchen zur Kirche zu geleiten.

Nannie blickte unter den Kirchenbesuchern umher mit einem Antlitz, auf dem jeder Pulsschlag ihres Herzens zu lesen. Else verstand sie wohl: vor Jahren hatte auch sie so um sich geschaut.

Die Frauen, die sich sonst allein und fast scheu in die Kirche stahlen, schritten heute stolz heran an der Seite des Gatten, des Sohnes oder des Geliebten; denn die Mannschaft der „Seeschwalbe“ war bis auf den letzten Mann in Moringen zu Hause, und ihr Eintreffen im Hafen nach langer Fahrt verbreitete ringsum Glück und Freude. Sie lächelten und flüsterten einander zu, während die Männer links ihr Haar glattstrichen und gleichsam beklommen auf den ungewohnten Plätzen saßen. Als aber Kapitän Thomas van Tromp in die Thüre trat und allein den Mittelgang hinunterschrift, da verstummte alles Geflüster und jedes Auge folgte seiner Gestalt.

Der Gottesdienst war zu Ende und Thomas und Kurt standen als die ersten unter den vor dem Ausgange Wartenden. Else hielt sich zurück und ließ Nannie mit Thomas vorausgehen, sie selber ging an Kurts Seite. Vor der Thür des Häuschens angelangt, fügte es sich, daß Thomas einen Augenblick mit Else allein blieb. Sie hielt ihre Hand auf dem Thürgriffe, plötzlich erfaßte er dieselbe, drückte sie und sagte leise und in aufgeregter Hast:

„Else, wenn ein Mann jemand überstürzt und unbedacht ein Versprechen gegeben, und wenn er sich nun schämt, es zu brechen, was bleibt ihm zu thun?“

Was konnte er anders im Sinne haben, als das Versprechen, das er Else einst gegeben? Ihr Stolz bäumte sich. Glaubte er vielleicht, daß sie ihn mit Gewalt halten wollte? Sie entriß ihm ihre Hand.

„Du hättest es längst wissen müssen, daß wir einander nichts mehr sind, weder ich dir, noch du mir,“ antwortete sie.

Sie war nahe daran zusammenzujinken, dennoch schritt sie hoch aufgerichtet an ihm vorüber und in das Haus.

Es vergingen viele Tage, ehe sie sich wiedersehen. Eines Morgens aber ging er vorüber und Nannie rief ihn heran und machte ihm schmollend Vorwürfe in ihrer lieblichen, kindlichen Weise. Else stand neben ihr und Thomas lehnte an dem niederen Zaune des kleinen Vorgärtchens. Er blickte mit seinen großen dunklen Augen an Nannie vorüber und unverwandt in Elses Gesicht.

„Ich warte auf ein Wort des Willkommens,“ sagte er.

„Darauf brauchst du nicht erst zu warten, wenn das alles ist,“ antwortete sie.

Und in der That, wäre er heut gekommen und hätte das Kind von ihr gefordert und es mit sich genommen, so wäre ihr dies willkommen gewesen. Das arme Mädchen hätte das leichter ertragen, als das Liebespiel, das sich unter ihren Augen entwickelte.

„An was denken Sie, Kapitän,“ fragte Nannie in feinem Scherz, als Thomas schweigend vor sich hinstarrte.

„An die seltsame, unerklärliche Ungereimtheit des weiblichen Gemüths,“ antwortete er.

Else wendete sich ab und ging; sie hatte ihn für edelmütiger gehalten; er brauchte sie sicherlich nicht auch noch zu verhöhnen. Ehe sie in die Thür trat, erreichten noch Nannies Worte ihr Ohr: „Hat Elses Wesen Sie verstimmt, lieber Kapitän? Lassen Sie sich das nicht anfechten; Sie wissen, daß sie immer etwas sonderbar gewesen ist.“

Später, als Thomas gegangen war und Nannie zu Else ins Zimmer kam, sagte sie mit einem Anflug von Gereiztheit, der ganz neu bei ihr war: „Warum ärgerst du ihn so? Ich verstehe dich nicht. Du bist launisch, Else, und ich habe dich gar nicht mehr lieb!“

„O sage das nicht, nur das nicht, Nannie!“ rief Else in Thränen ausbrechend. „Habe Geduld mit mir! Mir ist so weh, so krank, o habe Geduld mit mir! Ich habe ja niemand auf der Welt mehr als dich!“



„Ich habe dich ja so lieb, Else!“

Im nächsten Augenblick lag Nannie vor ihr auf den Knieen und drückte das Gesicht in ihren Schoß.

„Ich habe dich ja so lieb, Else, liebte Else, aber sei doch nur so freundlich und gut zu ihm! Mir zu liebe, Else!“

Und Else versprach dies unter Thränen, sie versprach freundlich und gut zu ihm zu sein, zu Thomas van Tromp!

IV.

Einige Tage darauf sollte ein fröhliches Fest draußen auf dem Borlande bei den Werften gefeiert werden; man wollte eine neue Bark vom Stapel lassen und taufen, die dort auf der Helling gestanden. Ein Tanz im Zwielicht und dann ein gemeinschaftliches Zurücksegnen beim Schein des vollen Mondes sollte den Tag beschließen. Nannie wäre gern dabei gewesen. Thomas, der soeben vom Strande heraufgeschlendert war, lehnte in der Thüre und hörte zu, wie das junge Mädchen um Elses Einwilligung bat.

„Was willst du unter dem leichtsinnigen Volk?“ sagte Else abwehrend. „Und wenn das Wetter nun schlecht wird? Dort drüben steht eine Wolke, die mir ganz nach einer Regenbö aussieht.“

„Ach Else, laß sie doch gehen,“ warf Thomas ein. „Die Wolke da ist nicht größer als deine Hand. Und warum willst du selber denn nicht auch mitkommen?“

Eine Purpurglut trat auf Elses Wangen.

„Meine Tanzzeit ist lange vorüber,“ antwortete sie.

Sie fühlte seine Blicke auf ihrem Antlitz und sie lachte, um den Worten den Nachdruck zu nehmen. „Nannie trägt jetzt meine Tanzschuhe,“ fügte sie hinzu.

„So soll ich also wirklich zu Hause bleiben?“ sagte Nannie ganz niedergeschlagen.

„Ich nehme dich mit, Kind,“ tröstete sie Thomas; „das heißt, wenn Else dich mir anvertrauen will.“

„Aber du fürchtest dich ja vor dem Wasser,“ bemerkte Else. „D, wenn ich bei ihm bin, fürchte ich mich nicht,“ entgegnete Nannie schnell und stellte sich dicht an den Kapitän heran, der ihr das Haar streichelte und dann seinen Weg zum Herrenhause hinauf fortsetzte.

„Nun will ich mich aber recht hübsch und recht fein machen,“ jubelte Nannie, indem sie ihre Siebensachen hervorkramte. „Beste Else, könntest du mir nicht einige von deinen Schätzen dazu geben?“

„Alles, was ich besaß, gab ich dir längst,“ entgegnete Else mit unwillkürlich stockender Stimme.

„Was denn, Else? Was gabst du mir?“ fragte Nannie. Sie war beim Ausstecken ihres reichen, blonden Haars; jetzt ließ sie die Arme sinken. Else saß an dem niederen Fenster; das Kind kniete neben ihr nieder und legte seine Wange an die ihre.

„Deine unendliche Liebe und deine treue Fürsorge hast du mir gegeben — o, ich weiß es wohl, meine einzige, liebste Else!“ fuhr Nannie leise und innig fort. Ihre Kinderhand streichelte dabei zärtlich die Wange der Anderen, sie seufzte und setzte hinzu: „Meine arme, arme Else!“

„Warum nennst du mich ‚arme Else‘, Kind?“

„Ich weiß es nicht.“ Und immer noch sanft und wie mitleidig Elses Wange streichelnd wiederholte sie: „Arme Else! Alles was reizend, was schön, was begehrenswert ist im Leben, was ein Herz glücklich machen kann, fällt mir zu, und auf deinen Anteil kommen allein die Sorgen. Ich möchte nicht du sein, Else!“

„Davor behüte dich Gott, Kind. Aber das hast du nicht zu befürchten.“

Und Thränen füllten die Augen des armen Mädchens. „Siehst du Else, ich könnte nicht leben, wenn ich nicht hübsch wäre und jung und glücklich — so glücklich, wie ich heute bin,“ sagte Nannie, indem sie sich erhob. Dann stand sie in Gedanken versunken.

„Eitles Ding!“ lachte Else; aber sie lachte, um nicht in Weinen ausbrechen zu müssen.

„Ich bin nicht eitel, Else; ich bin ganz gewiß nicht eitel! Ich glaube, ich könnte auch wohl viel ertragen, aber ich kann nicht daran denken, daß ich einmal alt werden soll — und ohne glücklich zu sein möchte und könnte ich nicht leben.“

Ihr Antlitz war traurig geworden.

Else stand auf. „Komm, Kind, du mußt dich beeilen,“ sagte sie. Dann holte sie aus dem verborgenen Orte in der Lade den Halschmuck von wohlriechenden Kügelchen hervor, den Thomas ihr vor langen Jahren geschenkt hatte. Sie rieb das bunte, fremdartige Kunstwerk mit ihrem Tuche, bis dessen süßer, betäubender Duft das ganze Gemach erfüllte. Nannie kam herzu und blickte ihr über die Schulter.

„D, wie wunderschön!“ rief sie und klatschte fröhlich in die Hände. „Ist das für mich?“

Else hing ihr den Schmuck um den Hals. Thomas würde sich desselben wohl nicht mehr erinnern, und wenn dennoch, dann würde er ihn an dieser Stelle wohl am liebsten sehen . . .

Bald darauf erschien der Kapitän in der Thüre. Nannie trat ihm rauschend und knitternd in ihren weißen, leichten Festgewändern, mit neckischer Verbeugung entgegen. Sein Auge wanderte über ihre Erscheinung und sah dann starr auf einen Punkt. Er streckte den Arm aus, berührte den Halschmuck und blickte dann finster, vorwurfsvoll und fragend zu Else hinüber.

„Das ist ein ganz besonderer Schmuck, nicht?“ sagte Nannie fröhlich. „Den hat Else mir gegeben.“

Das gebräunte Gesicht des Kapitäns war düster geworden.

„Komm nur,“ sagte er und wendete sich dem Ausgange zu. „Gefällt Ihnen der hübsche Schmuck nicht? . . . Else, was ist's? Was hat das zu bedeuten?“

„Nichts, Liebchen, gar nichts. Aber nun geh nur mit Thomas.“

Thomas stand in der Gartenpforte und beobachtete die Beiden. Else vermied seinen Blick. Ihr Herz klopfte hoch und erregt. Warum war sein Gesicht so finster geworden? Wen liebte er denn? Dann erhob sie ihre Augen und sah, daß die Wolke, die sie für einen Vorboten bösen Wetters gehalten, sich ausgedehnt hatte zu einem schneeweißen, glänzenden Lichtgebilde mit Thürmen und Zinnen und Thoren von schimmerndem Silber . . .

— Ohne glücklich zu sein, könnte ich nicht leben — hatte das Kind gesagt. „Aber sie soll glücklich sein,“ sagte sich Else im innersten Herzen. „Sie soll glücklich sein, ein ganzes



Leb' wohl, Thomas, und glückliche Fahrt!

langes Leben hindurch, ein Leben, gekrönt von Thomas van Tromps Liebe.“

„Komm, Nannie!“ sagte der Kapitän noch einmal; aber seine Stimme war sanft geworden.

Die Gertene eilte zur Pforte und Else blieb allein.

Um Mitternacht kehrten sie wieder zurück. Else hatte die Thür weit geöffnet, das Mondenlicht goß einen schimmernden Pfad herein bis zu Elses Füßen und auf diesem wandelten die Ankommenden Hand in Hand.

„Wie ein Liebespaar,“ sagte sich Else leise . . .

Die Tage vergingen, einer nach dem andern, und endlich kam der, an welchem die Seeschnalbe wieder in See gehen mußte. Nannie schlief im Hause umher bleich und gekniet. Else erkannte, wie wenig Widerstandskraft gegen die Stürme des Lebens in dem Kinde war, und diese Wahrnehmung erfüllte sie mit Furcht. Wie sollte es die Prüfungen ertragen, die keinem Erdenkinde erspart bleiben?

Es war beschlossen worden, daß Nannie mit an Bord gehen und dann im Lootsenboot wieder zurückkehren sollte, wie auch die übrigen Frauen thaten, die ihre Gatten und Söhne an Bord geleiteten. Kurt hatte Else versprechen müssen, sie sicher wieder zurückzubringen.

Alles war zum Abschiede bereit. Nannie stand noch und band ein kleines seidenes Tuch über ihren Hut, um denselben in dem frischen Winde nicht zu verlieren. Thomas ging auf Else zu und reichte ihr die Hand. Ein Zittern durchschlug den Körper des armen Mädchens bei der Berührung.

„Und hast du mir auch jetzt nichts zu sagen, Else?“ fragte er mit eigentümlich vibrierender Stimme.

Da kam Nannie herzu, die Enden des kleinen Tuches unter dem Kinn zusammenhaltend, und bat Else, ihr den Knoten zu schürzen.

Else that dies und wandte sich dann wieder zu Thomas. „Lebe wohl, Thomas, und glückliche Fahrt!“ sagte sie.

„Und das ist alles, alles, Else?“

Else zitterte heftiger. Verlangte er nun auch noch, daß sie ihm und Nannie ihren Segen geben sollte? Sie legte ihre Arme um des Kindes Hals und küßte es. „D, sei treu und gut zu ihr!“ Sie wollte diese Worte sagen, aber sie vermochte keinen Laut über ihre Lippen zu bringen; sie

wendete sich daher schweigend ab und ging hinaus. Thomas würde sie wohl auch so verstehen, meinte sie.

Nach einiger Zeit griff sie aus alter Gewohnheit mechanisch nach dem Teleskop und stieg hinauf unter das Dach des Hauses. Wie oft hatte sie von hier aus das Aus- oder Einlaufen der „Seeschnalbe“ beobachtet! Zuerst als ganz junges Mädchen; damals hielt ihr Vater das Glas, denn ihr zitterten die Hände zu sehr und Thränen verschleierten ihre Augen. Heute waren ihre Augen trocken. War ihr Herz gestorben, daß es nicht mehr schmerzte und sie nur mit dumpfem Druck niedierzog wie ein Anker, von dem sie sich vergeblich loszureißen strebte? O, wann endlich schlug ihr die Stunde der Erlösung?

Sie verfolgte das Kapitänboot, bis sie Nannies helle Kleidung nicht mehr von dem Segel zu unterscheiden vermochte; dann ging sie wieder hinunter, um die Stunden bis zu Nannies Rückkehr zu zählen, und dann die Monate bis zur Heimkehr der „Seeschnalbe“. Sie versuchte sich zu überreden, daß sie wenigstens Nannie zu ihrem Troste bei sich behalte; sie malte sich aus, wie ihr das Kind von seinen Hoffnungen, von seinem Glück vorplaudern würde; dabei aber stieg unwiderstehlich das Bild jener vergangenen Tage vor ihr auf, wo sie selber vor Sorge und Sehnsucht geweint, wo sie selber nach jedem ankommenden Segel gespäht wo sie selber es gewesen, die Thomas van Tromp geliebt hatte.

Als zu später Stunde die Sommernacht auf Meer und Land herabsank und Nannie immer noch nicht kam, wurde sie unruhig. Das Lootsenboot hätte schon lange zurück sein müssen. Sie eilte wieder hinauf in den oberen Raum, um von dort aus über das Meer hinauszublicken. Aber schon lagerte rings die Finsternis der Nacht; alles war still, sie vernahm keine Stimme, kein Flattern und Knarren niedergelassener Segel und Gaffeln. Dann lief sie hinaus zum Abhang des Hügel, der sich schwarz hinabsenkte zu den Fischerhütten des Strandes.

Lichter funkelten hier und dort, und während sie noch hinunterschaute, wurde es auch hell im Fenster der alten Hanne Bloom. Es fiel ihr ein, daß auch diese ihren Sohn an Bord der „Seeschnalbe“ geleitet hatte. Sie mußte also schon zurückgekehrt sein. Eine heiße Angst drohte Else zu überwältigen; da hörte sie einen nahenden Schritt. Es war Kurt Markers, aber allein, kein helles, flatterndes Gewand an seiner Seite.

„Angstige dich nicht, Else, Nannie ist wohl und munter!“

Er rief dies noch ehe er des Mädchens Standort erreicht hatte. Else stieß einen leisen Schrei aus, es wirbelte ihr im Gehirn und sie sank bewußtlos in den Arm des bestürzt aber noch rechtzeitig herbeispringenden Seemannes, der die Ohnmächtige sorgsam in das Haus trug.

Sie hatte vorher ein Licht in das Fenster gesetzt, damit die in ihrem Schmerze verlassenen Heimkehrende eine freundliche, tröstlich-helle Stätte finden möge. Sie hatte auch allerlei Pläne erdacht, wie sie ihr die langen, traurigen Monate weniger lang und traurig machen wollte, als die, die sie selber durchlebt und nur durch unaufhörliche, anstrengende Arbeit überwunden hatte.

Von all diesem hatte sie eine dumpfe, schattenhafte Erinnerung, während Kurt sie heimbrachte.

„Wo ist das Kind?“ fragte sie, als sie Besinnung und Sprache wiedergewonnen hatte.

Kurt zog einen Brief aus der Tasche, öffnete ihn und breitete ihn vor Else auf den Tisch. Das Schreiben zeigte Thomas' Handschrift.

„Liebe Else,“ so lautete dasselbe, „unser Verhältnis zu einander ist mir von Jahr zu Jahr unverständlicher geworden. Während der letzten Reise hatte ich vergebens auf eine Zeile von Dir gehofft; doch das ist nun vorüber und davon noch zu reden ist zwecklos, da Du nie etwas für mich gefühlt hast. Aber glaube mir eines: als ich heute Dich verließ, dachte ich noch nicht daran, Nannie mit mir zu nehmen. Ich hoffe inständig, daß Du mir verzeihen wirst; was Nannie betrifft, so ist sie freudig und von Herzen gern mit mir gegangen. Ich werde ihr ein treuer Gatte sein. Und sobald ich kann, bringe ich sie Dir wieder zurück. Gott behüte Dich, liebe Else.“

Thomas van Tromp.

Ein Blättchen Papier fiel aus dem Briefe zur Erde. Es war ein Billet von Nannie.

„Ich habe nur noch wenige Augenblicke, bis das Boot abgeht,“ schrieb sie. „Fürne mir nicht, liebe Else! Ich konnte ihn nicht allein fortreiben lassen. Und nun bin ich so glücklich, so selig! Kurt wird Dir erzählen, wie wir im Lootsenboot hinüberfahren nach dem Borland und dort in der kleinen Kapelle getraut wurden, und wie wir dann noch die notwendigsten Sachen kauften, die im nächsten Hafen vervollständig werden müssen. Verzeihe uns, liebe Else, und schreibe bald Deiner Dich liebenden, unüberlegten aber so glücklichen Nannie van Tromp.“

Kurt hatte noch ein Papier mitgebracht, den Trauschein, den Thomas Else überreichte.

Das arme Mädchen saß ganz still. Jene Frauen, die ihre ganze Hoffnung, all ihr irdisches Glück einigen wurmfressigen Planen und mürrischen Tauen anzuvertrauen sich gewöhnt hatten, vermögen viel unerwartet über sie hereinbrechenden Schmerz und auch viel Freude zu ertragen. Nur einen Augenblick legte Else ihre Stirn auf die Briefe nieder.

„Fasse Dich, liebe Else, sei ruhig!“ flüsterte Kurt tief bewegt.

Da kam ihr der Gedanke, was dieser treue Mensch wohl an Nannie verloren haben könnte. „Sei ruhig!“ sagte er zu ihr, die doch so ruhig und still war, wie der stille Tod selber.

Endlich erhob sie sich.

„Ich glaubte nicht, daß es so bald sein würde,“ sagte sie, „und deshalb hat es mich überrascht. Einmal mußten sie sich ja heiraten, aber ich hoffte immer, daß man mir das Kind noch länger lassen würde. Aber nun ist es gut so, und sie haben ganz recht gehandelt. Hätte er mich vorher gefragt, so würde es mich einen schweren Kampf gekostet haben, ihm das Kind zu geben. Es ist so besser.“

Dann weinte sie leise vor sich hin, und Kurt verließ, bewegt vom tiefsten Mitleid, das Haus.

(Schluß folgt.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Properzia de Rossi.

Von Alfred Friedmann, illustriert von Grot-Johann.

Die Fama bringt indes ein Lied von Jammer,
Von Schlachtenunglück zu Properzias Kammer.
Sie weiß ein Heer in Not und in Bedrängnis,
Den Liebsten wund auf's neu und im Gefängnis,
Sie fühlt sich wund gedrückt von seinen Ketten,
Und kann nur weinen, doch sie kann nicht retten.

Da kehrt' er heim, ein Mann, ein Held, ein Krieger,
Und reich geschmückt ritt er im Zug der Sieger
Auf seinem Verberroß die Stadt entlang,
Bei weithin tönendem Fanfarenklang.

Doch so geschah's, daß nie sein Auge fand
Der Blick der Jagen, die am Fenster stand.

Nun fügt' es ein verhängnisvoll Geschick,
Daß Guido Peppoli sie zu sich rief,
Der Vater jenes Unbeugsamen. — „Tief
„Ergreifen habe ihn der Meist'rin Kunst,
„Und er erbitte sich von ihr
die Gunst,
„Daß ihn in Marmor bilde
ihre Hand.“

Sie bebt und versprach's mit
nassem Blick. —
Nun ging in seinem Heim
sie ein und aus,
Und hoffte, daß ein Gott sie
wolle segnen,
Daß einmal er sie lasse Ihm
begegnen,
Er würde sicherlich sie dann
erkennen,
Und sie mit holden Dankes-
worten nennen —
Doch Sandro floh in Wald
und Feld hinaus.

Wer auf dem Pfuhl des Her-
zensfriedens ruht,
Wer Liebe teilt, wem Liebe
wird geschenkt,
Wer Liebe schenkt, wer nicht
an Liebe denkt,
Ahnt nicht, wie weh ver-
schmähte Liebe thut!

Und wieder gingen hin der
Tage viel.
Da kam's, daß einst die bei-
den doch sich trafen
Zim Hausflur. Sandro kam
und jene ging.
Zhr war zu Mute wie vorm
Herrn dem Sklaven:
Sie beugte sich und hielt sich
selbst gering.
Sie faßte seines weiten Man-
tels Saum,
Um ihn zu küssen, unbewußt,
gezwungen
Von höherer Macht, so wie wir
thun im Traum,
Was nie das Leben hätte uns
abgerungen.
Er aber deutet anders, was
er sieht
Und fühlt, läßt ihr den Man-
tel — und entflieht.

Seit jenem Tag schien sie der Rose gleich,
Die rot war, krank wird, hinwinkt, totenbleich. —

Und wieder wenn sie durch die Straßen schreitet,
Sehn ihr die Städter nach. Sie geht verlassen,
Doch, ihren Augen sichtbar schon, begleitet
Ein Todesengel sie durch alle Gassen.
Zhr Schmerz, die Dornenkrone um ihr Haupt,
Verklärte sich zur hellen Gloriole
Nur noch im Reich der Kunst. Was ihr geraubt
Der falsche Gott, der naht auf leiser Sohle
Und so entflieht, kann, doch mit kaltem Fuß
Zhr auf Minuten leih'n — der Genius.

Peppolis Bild gelang. — Die Ehrenmänner,
Die San Petronios Kirchenschatz verwalten,
Gemahnt, freigebiger damit zu schalten,
Sie kamen auch und priesen sich als Kenner
Und schmeichelten wie Zunge, jene Alten.
Zwei Engel wollten sie, in Stein gemeißelt,
Dem Herrn zur Seite stellen, der, gezeißelt
Am Säulenschaft, ahnt nahende Verklärung
Und Abbitte — durch göttliche Verehrung.

„Ich bin das Opfer, das gezeißelt wird,“
So denkt Properzia stumm. — Jedoch sie schafft
Zwei Engel. Den der schädigenden Kraft,
Der fern vom Glück, verflucht, auf Erden irrt,
Und ihre Züge trägt, und einen Lichtgott dann —
Wer denkt an Sandro nicht und schaut ihn an!

Und alles jubelt, wirft ihr Rosen zu.
Sie kann sich kaum mehr auf den Straßen zeigen.
Nur Einer schweigt, der, dem sie ganz zu eigen.
Dem wird von allem durch die Fama Kunde,
Doch denkt er nicht mehr einst'ger Herzenswunde!

Bolognas Marktplatz liegt in stiller Ruh,
Die Brunnen rauschen und es liegt verwaist
Die Straße, aus der Kirche tönt nur leise,
Ergreifend eines alten Liedes Weise.
Properzia, die bemisstert alles Schöne,
Ist Meist'rin auch im Wunderreich der Töne.
Sie ist, die her vom Chor die Töne sendet,
Und alles atmet nun erst, da sie endet.
Vielleicht zur Stund', da Palästrinas Stern
Der Welt erstrahlte, pries sie hoch den Herrn
Zu eines schlichten Kirchenliedes Klängen —
Den Hören war's, als ob die Engel jängen.
Verschleiert steigt sie dann ins Schiff hinab,
Sieht San Petronios Haus leer wie das Grab.

Nur dort in einer heimlichen Kapelle,
Beleuchtet matt aus bunter Farbenquelle,
Ahnt sie ein Paar mehr, als sie's sieht, und lauscht.
Zwei Liebste sind's, so enggeschmiegt zusammen,
Wie in einander züngeln goldne Flammen,
Und wie im Meer versüßet Well' auf Welle.
Er ist ein brauner, jugendkräft'ger Mann
Mit holdem Blick, inbrünstig gerichtet
Auf Pia, die, in seinem Liebesbann,
Zhn anschaut, nun von höherm Glanz umlichtet,
Und Liebesworte flüstern sie sich zu!
„Du bist mein Glück!“

„Mein Stern!“

„Mein Hoffen du!“

O wie das schmerzt! Wenn man vor Durst vergeht,
Und nah bei dir ein Labebecher steht,
Und einer kommt und faßt ihn, reicht ihn hin
Der so verhassten Nebenbuhlerin! . . .

Ein Schrei. Ein Fall. An eine Säule sinkt
Properzia — ihr Blut der Marmor trinkt.

Noch einmal schritt sie über'n Marktplatz hin,
Gestalten fernster Zeit im wehen Sinn.
Die Brunnen rauschen und es liegt verwaist
Die Straße; aus der Kirche tönt kein Sang,
Nur aus Palästen kommt ein leiser Klang —
Sie glaubt, ihr nahe König Enzo's Geist,
Des Hohenstaufen, der hier starb in Haft,
Und selbst ein Herz hielt in Gefangenschaft.
„Geh', bleicher Schatten,“ flüstert ihr der Schatten —
„Bald ruhest du dort, da man nicht Schmerzen kennt,
„Da Lethe tilgt Erinnerung selbst den Gatten,
„Und löscht den Schmerz, den man hier Liebe nennt!“
Und ins Gefäß der Dichtung goß die Maid
Den Seelenschmerz, und sang ein Lied vom Leid:

Properzias Klage.

Ein Feuer giebt es, das nicht zündet,
Und eine Flamme, die nicht brennt,
Und einen Fluß der nirgends mündet,
Der nichts verbindet, der nur trennt!

Die Flamme lebt vom eignen Stoffe,
Das Feuer zehrt sich selber auf!
Daß es auch andre wärmt, nicht hoffe
Du armes Menschenherz darauf!

Der Fluß trägt Kränze nicht, noch Schiffe,
Kein Träumer ruht an seinem Rand,
Ein Herz versteint er noch zum Risse,
Verschäumt, verflutet dann im

Sand.

Wie heißt der Fluß, der nimmer
mündet,
Das Feuer, das nicht andre
brennt?
Leicht hat die beiden der er-
gründet,
Der die verschmähte Liebe kennt!

* * *

Auch schuf aus Marmor sie ein
stolz Gebilde,
Darüber ihr die bittre Zeit ver-
schwand,
So stille, ruhig, wie ein Strom,
der milde
Zim glatten Bett die Silber-
pfade wand.
Man sprach davon wie von
den höchsten Dingen,
Man kam und sah. — Er war
nicht zu bezwingen,
Zhn lockte nicht das herrlichste
Gelingen! —

Bologna war ein Fest zu jener
Zeit,
Getaucht in Glanz und eitel
Herrlichkeit.
Mit Teppichen behängt es die
Arkaden,
Mit Blumen schmückt sich reich
das ärmste Haus,
Die Säulenhallen, die zur
Kühle laden,
Sie sehen ganz wie Rosenlau-
ben aus.
Zin allen Fenstern liegen schöne
Frauen,
Und edle Männer reiten, stolz-
bewehrt,
Die Straßen ab, zum Dome,
wo zu schauen
Ein rot Gepräng, wo laut die
Orgel tönt:
Den fünften Carl der sieb'nte
Clemens krönt!



— An eine Säule sinkt Properzia —



Nun sollen wir alle fröhlich seyn
 Zu diesen gnadreichen Zeytten/
 Erstanden ist Christus aus noth u. peyn
 Die Himmelsstätt uns zu bereyten.
 Vergangen ist der winter kalt,
 Zu freuden und wonnen mannichvalt
 Die Osterglolcken läütten.

Alleluja.

Alleluja.

Bolognawärts zog hin, was Namen trug,
 Wer unberühmt, lenkt hoffend hin den Flug,
 Die Dogenstadt verließ auch Tizian
 Und schloß sich jener Sonnen Strahlen an,
 Denn damals malte Tizian den Kaiser,
 Der dort ihm huldigte. — Sie sprechen
 Von dem und jenem, und Vecellio
 Berühmt' das Werk, das schöner er und weiser
 Nie sah in Kunst und Ordnung. Aufzubrechen
 Befiehlt der Herr. Gefolge, schauensfroh,
 Geleitet sie. Doch in den Stra-
 ßen hemmt
 Den Kaiser selbst ein Zug. —
 Es überschwemmt
 Das Volk die Gassen, um mit
 anzuschauen,
 Wie sich im Dom läßt Alessandro
 traum'
 Mit seiner Pia, die als Schönste
 gilt,
 Seitdem der Stern der Rossi
 sank. — Es schwillt
 Der Volksstrom. Glocken tönen
 her vom Dom,
 Und selbst vollzieht den Akt der
 Herr von Rom! —
 Und nun verrauscht's. — Das
 Bild der schönen Braut
 zerfließt, ein Traum! Horch —
 andre, trübe Weise
 schlägt schon die Glocke an —
 wie Klage laut
 erklingt's. — Der Kaiser ist am
 Ziel der Reise.

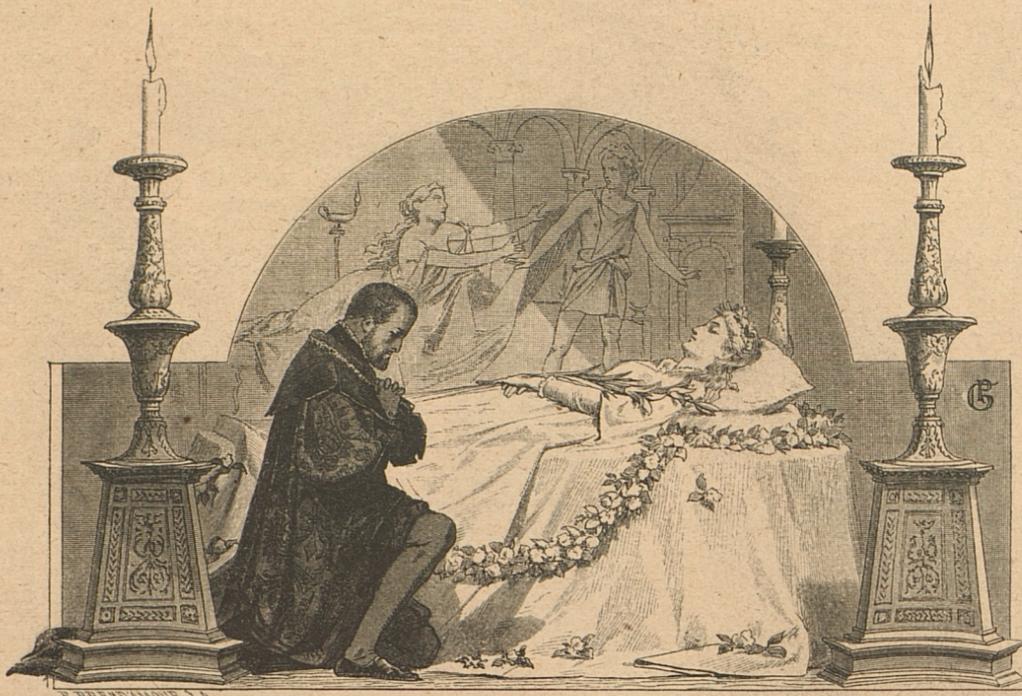
In einem ernsten Saal, schwarz
 ausgeschlagen,
 hängt ein Relief von Marmor
 an der Wand:

Ein herrlich Weib streckt beide Hände aus
 Nach einem Jüngling, den nie schöner fand
 Der Kaiser, den sein Fuß doch weit getragen.
 Kunstvoll gemeißelt ist des Phar'o Haus,
 Und wunderbar sind Körper und Gewand.
 Das schöne Weib ist an der Liebe krank
 Um einen, der für Liebe nicht hat Dank,
 Der flieht und läßt den Mantel ihrer Hand!
 Doch spricht nicht Sinnenlust aus ihr, nur Schmerz,
 Du fühlst, sie ist aus Stein und hat ein Herz.

Doch keines hat der Knabe, der sie flieht,
 Nicht ihre halbenthüllte Schönheit sieht.
 So rein, so keusch, so willig, so unklütern —
 Der Marmormund scheint: „Liebe mich!“ zu flüstern!

Und Cines wird der große Kaiser inne:
 Erhoben ist das all in höchste Sphäre,
 Weit aus dem dumpfen, Blutbereich der Sinne!
 Ihn dünkt, als ob der Joseph — Sandro wäre,
 Den eben er mit Pia ziehen sah.

— Doch auch das Urbild jenes Weibs
 ist nah. —
 Er sieht auf einem weißen Bett sie
 liegen,
 Und Kerzen brennen ihr zu Häupten,
 Füßen,
 Die Falten, die sich an den Körper
 schmiegen,
 Sie zeigen ihm die Wunderform der
 Süßen,
 Die mit dem jungfräulichen Kranz
 im Haar,
 Dem Lilienstengel in der starren Hand,
 Des Marmors nun auch kaltes Vor-
 bild war,
 Das erst im Tode Ruh, Erlösung
 fand.
 Ein Schluchzen geht durch's lustige
 Gemach,
 Doch ruft kein Wehruf tote Liebe wach!
 Der Kaiser grüßt baarhäuptig das
 Genie
 Im Bild von Marmor, faltet seine
 Hände,
 Beugt vor der hehren Toten dann
 sein Knie,
 Gott bittend, daß er ew'ge Ruh ihr
 sende! —



Osterfreude.

Eine Erzählung. — (Hierzu das Bild auf der Titelseite.)



ei einem Hause, seitwärts von der
 Chaussee, welche Berlin mit Char-
 lottenburg verbindet, hielt in der
 Vesperstunde einer jener Karren,
 die mit Sonnenaufgang in großer
 Anzahl vor den Thoren der stillen
 Hauptstadt erscheinen, sich durch
 die Straßen verteilen und vor
 allen Häusern halten, aber einzeln
 und zu verschiedener Zeit die
 lärmende Stadt wieder verlassen.
 Blechfannen bezeichnen den Cha-
 rakter des frommen Gefährtes,
 dessen Rutscher und Schenke der
 Milchmann ist. Nebenbei macht
 er den Kommissionär für seine

Nachbarn und Kunden, stellt auf der Heimfahrt ins Dorf, die
 Blechfannen übereinander und füllt seinen Karren mit Sack
 und Pack der Auftraggeber.

Es war also der Milchmann, welcher vor dem Hause
 hielt, abstieg und unter seinen vielen Packeten ein Päckchen
 ausuchte und dabei vom Balkon herab freundlich und neu-
 gierig beobachtet wurde.

Dort standen ein paar halbwüchsige Mädchen, mit leichten
 Tüchern gegen den lauen Märzwind geschützt, und wunderten
 sich, daß der Milchmann sein Päckchen dem Hausknecht nicht
 geben wollte, sondern diesen mit einer Bestellung in das
 Haus zurück schickte. Gleich darauf erschien eine junge Dame,
 empfing das Päckchen und sprach einige Augenblicke mit dem
 Manne. Die laufschenden Köpfe neigten sich über den
 Balkonrand, konnten aber nur die letzten lautgesprochenen
 Worte des Milchmanns verstehen: „Ich hatt' et können morgen
 mit de Milch bei Ihnen abgeben, aber da wären Sie wohl
 noch nich' uf gewesen, und der arme Wurm war in Angst,
 dat wat davon kaput gehen könnte, ick mußt' et ihr fest ver-
 sprechen, et Ihnen gleich auf die Retourfahrt inzuliefern.“
 Die Dame kehrte gesenkten Hauptes mit dem Paket in das
 Haus zurück, nachdem sie Gruß und Dank mit dem Manne
 gewechselt. Dieser guckte nach oben, lachte die Kinder an und
 fuhr auf die Chaussee zurück, von der er abgebogen war, um
 das Haus mit dem roten Kreuz aufzusuchen.

Dies Haus war eine der wohlthätigen Stiftungen Ihrer
 Majestät der Kaiserin Augusta und trug höchsteren Namen
 mit goldenen Lettern an seiner Front. Wie allen ihren
 Schöpfungen, so widmete die hohe Frau auch dieser Stif-
 tung stete Aufmerksamkeit und Fürsorge. Es genügte der
 Kaiserin nicht, derartige Schöpfungen ins Leben gerufen zu
 haben, sie hegte und pflegte auch mit liebender Sorge das
 Fortgelingen derselben. Das Augusta-Stift wurde oft von ihr
 besucht, sie war genau orientiert über seine Thätigkeit und
 über jeden einzelnen seiner Zusagen. Nur in dem letzten
 Winter hatte ein schmerzhaftes Leiden die hohe Schützerin fern-
 gehalten, und das Stift den Besuch der geliebten Kaiserin
 lange entbehren müssen. Der Winter war recht unfreundlich
 gewesen, naß und wetterwendig, von bösem Einfluß auf alle
 Kranken; erst der Februar hatte späten, aber gesunden Frost
 und helle Tage gebracht. Jetzt schmolz der Schnee, die Decke
 der Barmherzigkeit, unter welcher die erstarrte Natur sich zu
 neuem Leben regte.

Ostern stand vor der Thür!

Welches Herz schlägt nicht hoffnungsvoller beim Nahen
 der Zeit, welche die Siegel des Todes löst.

Die Ostern fielen in diesem Jahre frühe, noch in den
 März, bald nach Kaiser Wilhelms Geburtstag. Der Tauwind
 hatte sich mit der Winterreinigung zu eilen, wie die Leute in
 den Häusern.

„Hoher Besuch ist gekommen, Fräulein B., ein Gast
 von hoch — hoch her —“

Mit diesen Worten voll schelmischer Freude stürmte ein
 Mädchen von etwa zehn Jahren in die Stube ihrer Lieblings-
 lehrerin und streckte die Arme nach der Decke empor zur
 Illustration des Begriffes „hoch“.

Fräulein B. stand am Fenster und war emsig beschäftigt
 einen Gegenstand zu säubern, den sie auch für Ostern vor-
 bereitet. Sie erschrak bei des Kindes Botenschaft, legte schnell
 die Arbeit fort und zog das Band ihrer Arbeitsschürze auf,
 während sie ausrief: „Aber Röschen, das erfahre ich erst jetzt,
 und durch dich, ich habe nichts gehört, kein Wagenrollen,
 nichts!“

Röschen umfaßte schmeichelnd und ein wenig beschämt
 durch das Gelingen des Scherzes die Lehrerin.

„Der hohe Besuch kam nicht in der Hofequipage, Fräu-
 lein B., behalten Sie nur ruhig Ihre Schürze um, es ist
 nicht unsere liebe Kaiserin, aber doch hoher Besuch, wie ich
 sagte, sehr hoch sogar, denn er steht auf dem Dach. Der
 Storch ist da, Fräulein B., und er klappert so lustig und sieht
 so stolz auf uns herab, als wüßte er genau, wie sehnlich wir
 ihn erwartet haben.“

Die junge Lehrerin hatte sich gefaßt, sie war erst im
 Herbst ins Stift gekommen und hatte die Kaiserin noch nie anders
 als von ferne gesehen, von dem leutseligen Wesen der hohen
 Frau bei den Besuchen im Stift hatte man ihr zwar viel
 Rührendes erzählt, aber der Respektshauer vor irdischer Hoheit,
 welcher der jungen Dame angeboren und anerzogen war, dieser
 sollte durch persönliche Berührung mit den Höchsten der Erde
 in liebende Ehrfurcht umgewandelt werden. Fräulein B. befaß
 ein weiches, liebevolles Herz und zürnte dem kleinen Schelm
 wegen des wohlgelungenen Schabernacks durchaus nicht. Sie
 belachte mit dem sehr befriedigten Röschen den Schreck und
 nahm die unterbrochene Arbeit wieder auf.

„Was thun Sie denn da, Fräulein?“ fragte die lebhaft
 Kleine und betrachtete neugierig den Gegenstand in den Händen
 der Lehrerin.

„Ich halte Osterreinigung,“ war die scherzende Antwort.
 „Das ist ja ein furchtbar großes Ei,“ rief die Kleine
 verwundert aus und setzte sehr interessiert hinzu: „Ist es vom
 Konditor oder kommt es aus einem Porzellangeschäft?“
 „Weder das eine, noch das andere, es ist vom Vogel
 Strauß.“

„Ein natürliches Ei — vom Vogel Strauß“ — wieder-
 holte Röschen mit vor Staunen kreisrunden Augen.

Die Lehrerin legte das Ei vorsichtig in die Hände des
 Kindes und warnte: „Gieb Acht, es ist nicht so leicht.“

„Haben Sie es denn nicht ausgepustet?“ fragte das ge-
 scheite kleine Röschen.

„Ich brauchte das nicht mehr zu thun, es ist wohl sehr
 lange schon leer und läßt sich auch öffnen,“ sagte die Lehrerin.
 „Du hast scharfe Augen, kommst du am oberen Ende einen
 kaum sichtbaren Strich entdecken, welcher quer um das Ei
 läuft?“

Die Kleine neigte den Kopf tiefer und rief dann stolz:
 „Der Strich ist furchtbar unsichtbar, Fräulein, aber ich sehe
 ihn ganz deutlich.“

Die Lehrerin lächelte.

„Nun wohl, an dieser Stelle öffnet sich das Ei, wenn
 man an einen mir unbekanntem Punkt drückt, indes, ich habe
 mich schon eine halbe Stunde vergeblich bemüht, den Punkt
 ausfindig zu machen.“

Von plötzlicher Eingebung betroffen fragte Röschen:
 „War dies Ei vielleicht in dem Paket, welches Ihnen der
 Milchmann vorhin gab?“

Die Lehrerin nickte bejahend.
 „Woher wissen Sie denn, daß es aufgeht, Fräulein?“
 fragte Röschen in schneller Folgerung.

„Ich kannte dies Ei schon früher, habe es oft in den
 Händen eines Kindes gesehen, welches das Ei ganz leicht in
 der bezeichneten Weise öffnete.“

„Haben Sie denn damals nicht selber versucht es auf-
 zumachen?“
 „Nein, selbst versuchte ich es nicht,“ erwiderte Fräulein
 B. beinahe entschuldigend.

„Ich hätte es versucht!“ sagte Röschen energisch, „und
 dann wüßte ich es nun,“ setzte sie klug hinzu.

Das war einleuchtend, Fräulein B. mußte dem Wissens-
 drang und der praktischen Folgerung Röschens Recht geben.
 Die Kleine betrachtete das Ei noch immer von allen Seiten.
 „Hier sind Buchstaben, lauter große,“ meldete sie und las:
 U J S E L —: Ufel, nein, es fängt mit J an: J S E L U —:
 Jflu — S E L U J — Selui — — —

„Närchen — fange doch mit L an — L U J S E —“
 „Heißt das Kind Luise?“

„Ja, Luise Humbert.“
 Die Lehrerin sprach den Namen französisch aus.

„Une compatriote?“ fragte Röschen verständnisvoll.

Fräulein B. war nämlich französischer Abkunft und doch
 ein echtes Kind der Mark. Ihre Vorfahren gehörten zu den
 refugés, die im Jahre 1685 ihr Vaterland um des Glaubens
 willen verlassen mußten, als Ludwig XIV. das Edikt von Nantes
 widerrief, durch welches Heinrich IV. allen Konfessionen gleiche
 Rechte verliehen und den Streit derselben beendet hatte. So wie
 damals die Nachricht Berlin erreichte, öffnete der große Kur-
 fürst den Auswanderern die Thore seiner Lande, gewährte ihnen
 Schutz und Bürgerrechte und räumte ihnen in Berlin ein
 großes Quarrée ein. Die Flüchtlinge waren gute Franzosen,
 aber noch bessere Christen und gehörten bald zu den besten
 und treuesten Unterthanen des großen Kurfürsten von Branden-
 burg. Sie bewiesen sich dankbar und es zeigte sich bald, daß
 die Großmut Friedrich Wilhelms auch ein Akt großer Staats-
 klugheit war. Die fleißigen, geschickten, meist der Kunstindustrie
 angehörenden Flüchtlinge brachten dem neuen Vaterlande nicht
 unbedeutenden Nutzen. In der Mark lag die Kunstindustrie
 noch in der Kindheit; Seiden- und Spitzenwebereien, Sammet-
 und Treßfabrikation, Gold- und Silberschmiedearbeit und
 andere Künste der Industrie blühten in Brandenburg auf,
 und noch heute stehen Namen wie Bellaire, Nevire, Sy, Demicieux
 an der Spitze der meisten Industriezweige und sind mit andern
 Namen wie: Couton, Fournier, Bertrand, Barthelemy hoch-
 geachtet und von den Nachkommen des großen Ahnherrn zu
 den Perlen ihrer Unterthanen gerechnet.

„Une compatriote,“ hatte Röschen gesagt und — „Une
 petite compatriote.“ Fräulein B. wiederholt.

„Erzählen Sie mir, bitte, etwas von ihr,“ bat dann das
 Kind, worauf die Lehrerin befürwortete: „Es ist aber keine
 heitere Geschichte.“

„Schadet nichts,“ meinte Röschen, „ich höre traurige bei-
 nahe noch lieber.“

Darauf begann die Lehrerin: „Luisens Vater ist ein geschickter Handschuhmacher, der vor dem letzten Kriege aus Frankreich nach Berlin kam, um Geld zu verdienen, denn man bezahlte damals die Pariser Arbeiten in Deutschland sehr hoch. Die Mutter war kränzlich, und gerade als der Krieg mit Frankreich ausbrach, lag sie fest darnieder. Ein altes Lungenleiden hatte sich in unsrer nordischen Hauptstadt schnell zur sogenannten galoppierenden Schwindsucht ausgebildet. Die Familie konnte deshalb nicht, wie sie wohl wünschte, nach Paris gehen, Herr Humbert war von stolzen Hoffnungen für sein Vaterland erfüllt und machte sich durch unvorsichtige Äußerungen verdächtig, er verlor dadurch gleich anfangs alle Kundtschaft. Noch während der Krieg in Frankreich wütete, mußte der arme Mann hier in der Fremde seine Frau begraben. Der Krieg endete unglücklich für seinen Kaiser — Herr Humbert veranste. Nach der Heimat konnte und wollte er nicht mehr zurückkehren, schon aus Furcht dort für daselbe gehalten zu werden, wofür er hier fälschlich gegolten — für einen Spion. Als ich die Familie vor einem Jahre kennen lernte, war Luise bereits recht krank: das Leiden der Mutter hatte sich dem Kinde vererbt, aber bei ihm auf die Knochen geworfen. Der Vater hatte bald nach dem Tode der Frau wieder geheiratet, eine Menge kleiner Kinder waren da, durch welche die Mutter so in Anspruch genommen wurde, daß sie der kranken Stieftochter nicht die nötige Aufmerksamkeit zuwenden konnte. Da ich in derselben Straße wohnte, konnte ich täglich mehrmals nach dem armen Kinde sehen. Es erholte sich auch zusehends unter meiner Pflege — im Herbst aber, als ich hier in das St. St. kam, mußte ich Luise einer Bekannten zur Pflege übergeben. Von da ab ging es wieder zurück mit ihr, und vorhin brachte mir der Milchmann die Nachricht, daß man Luise noch heute in die Charité bringen und ihr dort das kranke Bein abnehmen würde. Sie hatte in ihrer Krankheit bei mir nähen gelernt und dies als Nähfächchen benutzt. Es war ein Erbstück ihrer Mutter und ihr sehr wert. Es muß den armen Leuten auch pekuniär wieder recht schlecht gehen, denn der Milchmann erzählte mir, daß Luisens Vater das Ei habe verkaufen wollen, vom Händler aber seien ihm nur 50 Pfennige dafür geboten worden. Dafür habe er es nicht hergegeben und Luise sandte es mir nun zum Andenken — sie würde doch nicht mehr gesund werden, in die Charité könne sie es nicht mitnehmen und die kleinen Geschwister würden es kaputt machen, hat sie den Milchmann beauftragt mir zu sagen.“ Röschen war sehr bewegt durch die Erzählung, während welcher sie noch immer nach der Stelle suchte, durch deren Druck die Feder in Bewegung gesetzt werden sollte.

„Die Kaiserin muß so viel Eier alle Oftern kaufen,“ sagte sie nachdenklich, „wenn die arme Luise es ihr anböte, würde sie gewiß mehr als 50 Pfennige dafür bekommen.“

Fräulein B. küßte das Kind und schickte es zum Spielen in den Garten, der bereits von Schnee befreit und zu Croquet und lawn-tennis hergerichtet worden war. Das letzte Wort der Kleinen hatte in der Seele der Lehrerin verfangen. Sie dachte freilich nicht daran, das Ei der Kaiserin zu bieten, aber sie konnte sich der Überzeugung nicht entschlagen, daß das Ei wertvoll sei und von Liebhabern gern hoch bezahlt werden möchte — es galt einen Versuch ihrerseits, es für die armen Leute zu verwerten. Die rechte Zeit war es, vielleicht glückte es ihr auch die rechten Hände zu finden, denn sie selber war zu arm, um den Wert, welchen sie dem Ei beilegte, dem armen Kinde bieten zu können. Zwei Tage später, am Gründonnerstag, der aber in diesem Jahr noch keine grünen Knospen zeigte, wurde dem Augusta-Stift die Freude einer Botschaft von der Kaiserin zu teil. Die Palastdame vom Dienst brachte beglückende Grüße und den gnädigen Befehl zum Oftererlöchen der Eleven für den zweiten Ofterfeiertag um 1/2 7 Uhr im kaiserlichen Palais. Großer Jubel unter Alt und Jung. Lebhaft gesteigert wurde die Freude noch durch die Nachricht, daß es der geliebten Kaiserin bedeutend besser gehe und daß sie wie alle Jahre bei dem Eiersuchen und den Spielen der Kinder zugegen sein würde. In früheren Jahren hatte die hohe Frau bei Gelegenheit eines Besuchs kurz vor Oftern diesen gnädigen Befehl in der liebenswürdigen Form einer Einladung persönlich ausgesprochen. Zur selben Stunde, die in dem Augusta-Stift eine so freudige Aufregung hervorrief, hielt der Brougham des Kaisers nach der gewohnten Spazierfahrt im Tiergarten, vor dem Atelier des Bildhauers Wolf. Das neueste Werk des Künstlers sollte vor dem Eintritt in die Welt durch Se. Majestät besichtigt werden. Der Flügeladjutant, Graf Lehndorf begleitete den Kaiser, der sich eine Viertelstunde bei dem Künstler aufhielt, während der Leibjäger vor dem Hause stand und der Wagen gegenüber an einer Stelle hielt, wo er die Passage der Straße nicht hemmte.

Von dem Atelier aus bemerkte der Kaiser, daß ein Mann an den Kutscher herantrat und mit diesem einige Worte wechselte. Es machte dem Kaiser den Eindruck, als sei der Mann ein Bittsteller, welcher von dem Kutscher abgewiesen wurde und Se. Majestät beauftragte den Grafen Lehndorf, sich danach zu erkundigen. Dieser brachte die Nachricht, daß der Betreffende ein Neugieriger oder Zubringlicher gewesen sei, der sich erkundigt habe, ob es wahr sei, daß Se. Majestät so viele Oftererlöcher jedes Jahr kauft. Der Kaiser hatte die Sache nicht vergessen, rebete vielmehr Abends seinen Leibjäger noch einmal auf den Mann an, dessen bescheidene Miene ihm nicht nach zubringlicher Neugier ausgesehen hatte.

Der Jäger wiederholte die Erklärung, welche der Flügeladjutant bereits abgegeben, und der Kaiser meinte mitleidig: „Der arme Mann war vielleicht ein Fabrikant solcher Eier und wünschte der Kaiserin einige davon zum Kauf anzubieten.“

„Das mag wohl der verborgene Wunsch gewesen sein, Sw. Majestät,“ antwortete der Leibjäger. „Der Mensch hat sich auch erkundigt, ob Geschäfte wie Bellaire und Reviere unaufgefordert Oftererlöcher zur Auswahl schicken dürften, und zum Schluß hat er dann auch noch erzählt, daß er in diesem Jahre eine elegante Kollektion Oftererlöcher ausgelegt habe.“

„Nun — so mag er mir seine Kollektion zur Auswahl schicken,“ entschied der gnädige Monarch. Der Leibjäger wandte noch ein: „Sw. Majestät, ich glaube nicht, daß der Mann etwas Besonderes im Lager führen wird, es scheint mir ein ärmlicher kleiner Händler zu sein.“

„Um so mehr,“ sagte der Kaiser, „wenn mir Oftererlöcher vorgelegt werden, so will ich auch die Kollektion von dem — wie heißt der Mann?“

„Albert nannte er seine Firma, Majestät.“

„Ich will also die Kollektion von Herrn Albert auch sehen.“ Nun wurde nach der Firma Albert geforscht; es konnte aber keine solche Geschäftsfirma entdeckt werden, die Polizei wurde in Bewegung gesetzt, vergeblich. Man war der Ansicht, daß ein Schwindler den Kutscher genarrt habe. Da kam jemand auf den Gedanken, daß ein Posamentiergeschäft in der Königsstraße, Namens d'Albret, vielleicht die gesuchte Firma sei. Und so war es. Der Mann gehörte auch der französischen Kolonie an, seine Familie hatte aber nicht so prosperiert als die mancher anderer.

Der stille Freitag war vorüber und am Sonnabend wurden die letzten Vorbereitungen für das Ofterfest getroffen.

Im kaiserlichen Palais waren große Sendungen Oftererlöcher zur Auswahl eingetroffen. Aus der königlichen Porzellanmanufaktur, von Bellaire, Reviere und einer Menge besser renommierter Firmen war eine Auswahl im Vorzimmer aufgestellt, aus denen Se. Majestät die Oftererlöcher, welche er den Mitgliedern seiner Familie, sowie seiner nächsten Umgebung schenkte, persönlich auswählte.

Dies geschah nach dem Morgenvortrag. Zuerst war die Sammlung der Porzellanmanufaktur gemustert und einiges daraus befohlen worden. Dann wandte sich der Kaiser den Kunstwerken aus Silber, Bronze und den Phantasiestücken aller Gattung zu, denen das Ei zur Verwendung dienen mußte — plötzlich rief der Hohe Herr: „Wo ist denn die Kollektion des Herrn Albert?“

Der Kammerdiener brachte einen kleinen Karton, der abseits gestanden. „Der Mann hieß d'Albret, Majestät, und ist ein Landsmann der Herren Bellaire und Sy, aber kein würdiger Konkurrent — es ist ganz gewöhnliches Zeug, was er da geschickt hat.“

„Für heute kann ich ihm wenigstens zu einem guten Absatz verhelfen,“ sagte der Kaiser und befahl: „Nimm ihm den Karton ab.“

„Alle Eier, Majestät?“ fragte der Kammerdiener erstaunt.

„Ja, alle — warte einmal — da ist ja ein Straußenei darunter.“ — Der Kaiser sah in den Karton und nahm das Ei heraus, welches Fräulein B. vor einigen Tagen von dem kranken Kinde erhalten. Er drehte das Ei hin und her und suchte nach einer Öffnung, gerade wie es Röschen gethan. Der Händler hatte das Ei aber, ehe er es seiner Kollektion einverleibte, schon poliert und mit einem glänzenden Firnis versehen, der den feinen Strich verdeckte, an welchem sich das Ei öffnete.

„Da es leer ist, muß es doch auch eine Öffnung haben,“ — sagte der Kaiser und gab das Ei dem Kammerdiener zur Prüfung. Dieser konnte aber auch keine Spur der Öffnung entdecken. „Es wird irgend ein Witz dabei sein,“ behauptete der Kaiser — „wenn der Mann draußen ist, so soll man ihn danach fragen.“

Nach einer Weile, während der Kaiser weiter auswählte, kam die Antwort vom Händler. Der Witz bestände eben nur darin, daß das Ei entleert worden sei, ohne es zu verletzen, der Inhalt sei durch die Poren entfernt!

Der Kaiser schüttelte den Kopf. Ob die Erklärung ihm aber auch nicht genügte, das Ei gefiel ihm ganz besonders, gerade seiner natürlichen Gestalt wegen, und er legte es zu den auserwählten, die er persönlich verschenken wollte. Dann bestimmte der Kaiser höchstselbst, wem der größte Teil der Eier zugestelt werden sollte, und diejenigen für die Familie nahm der Hohe Herr mit in sein Arbeitszimmer; unter diesen bevorzugten befand sich auch das Ei der armen kleinen Luise.

Am Oftermorgen, als die königliche Familie sich nach der Kirche bei den Majestäten versammelte und die Eier ausgetauscht wurden, hatte Prinz Friedrich Karl das Straußenei bemerkt und um die Erlaubnis gebeten, es betrachten zu dürfen. Der Prinz war ein eben solcher Kunst- als Naturliebhaber und ein Kenner und Forscher auf allen Gebieten. Von seinen Reisen in Afrika hatte er selbstgefundene Straußeneier mitgebracht, ihn störte der Laß auf dem wohlerhaltenen Ei, und ihn reizte es ebenfalls zu entdecken, auf welche Weise man das Ei entleert habe.

„Der Laß verbirgt die Spur,“ sagte er zum kaiserlichen Onkel, „wenn du es gestattest, so entferne ich ihn und löse damit sicher das Rätsel.“ Er ließ etwas Weingeist kommen und reinigte damit die Pole des Eies von dem Firnis, weil er hier die Öffnung vermutete, welche, wenn auch nur so groß wie der Kopf einer Stecknadel, sich doch finden lassen mußte.

Des Prinzen scharfe Augen entdeckten keine Verletzung und künstliche Vertiefung, aber etwas anderes. Obwohl der Händler sich bemüht hatte, die Buchstaben wegzupolieren, so war doch, als der Firnis entfernt worden war, der Name Luise zu erkennen. Diese Entdeckung machte dem Kaiser Freude und der Prinz unterrichtete weiter. Er konnte aber nichts mehr entdecken, als daß das Ei nach seiner Ansicht wenigstens 100 Jahre alt sein müsse. An den Ritzungen der Schrift, welche neuen Datums sei, wollte der Prinz bereits eine Versteinigung des Kalkes der Schale konstatieren können.

Das Ei ging von Hand zu Hand und wurde betrachtet und bewundert. Der Händler wie das arme Kind ließen sich nicht träumen, welch hohes Interesse und welche Wertschätzung demselben zu Teil wurde; zum Schluß schenkte es der Kaiser seiner hohen Gemahlin.

Am zweiten Feiertag um 6 Uhr Abends hielten mehrere Hofequipagen vor dem Augusta-Stift, um die Oberin mit ihren Eleven und deren Lehrerinnen nach dem kaiserlichen Palais zum Oftererlöchen abzuholen. Die Kammerfrauen der Kaiserin hatten die Eier, welche die Hohe Frau für die Kinder bestimmt, im Salon, dem Arbeitszimmer und den beiden danebenliegenden Sälen, dem blauen Speisesaal und dem Balkonsaal versteckt. Zwei Damen der Kaiserin mußten sich über die Verteilung orientieren, weil für manches der Eier die FINDERIN im Voraus bestimmt war und es den Damen oblag, dem Zufall nachzuhelfen. Die Kaiserin kannte jedes der jungen Mädchen, von der untersten Klasse bis zur Selektta, aus welcher die Erzieherinnen hervorgehen.

Die Zahl der Schülerinnen erreicht die Nummer 58, doch befand sich nur ein kleiner Teil der Kinder augenblicklich im Stift, die meisten Eleven wie Lehrerinnen waren für die Oftertage zu den Ährigen beurlaubt.

Zimmerhin füllten sich vier Hofequipagen mit glückstrahlenden Eleven und erwartungsfrohen Lehrerinnen.

Die Kaiserin erschien im Rollstuhl begleitet von ihrer Palastdame, einer Hofdame und dem Kammerherrn. Ein Lakai

schob den Stuhl bis mitten in den Salon. Herablassend und gütig reichte die hohe Frau der Oberin die Hand und winkte den Versammelten freundlich zu:

„Wir wollen die Erwartung durchaus nicht länger spannen, nachher werde ich mich mit allen einzeln unterhalten. Der Kronprinz kommt auch mit meinen drei jüngsten Großtöchtern, vielleicht erscheint auch die Kronprinzessin, jedenfalls aber der Kaiser, der es mir fest versprach. Ich habe Sie alle so lange nicht gesehen — durch Gottes Gnade aber ist mir heute die Freude geworden, zwar noch etwas matt, aber doch leidlich gesund, wieder in Ihrer Mitte sein zu können. Und nun fort — zerstreut Euch, Ihr Mädchen.“ Die Damen der Kaiserin leiteten das Suchen der Kinder, die anfänglich ein wenig befangen durch die glänzenden Räume hückten.

Während die Kaiserin sich abwechslend mit der Oberin und den Lehrerinnen unterhielt, beobachtete sie die muntere Schar und freute sich offenbar, als der Kronprinz mit den Prinzessinnen Viktoria, Sophie und Margarethe zeitig genug kam, um an dem heiteren Vorgang teilnehmen zu können. Die Prinzessinnen kannten die Gäste vom Stift, sie hatten mit ihrer hohen Mutter öfter Besuche in dem freundlichen Haus mit dem roten Kreuz gemacht. Unter ihrer Einmischung kam gleich mehr Leben in die Sache; die Scherze und kleinen Neckereien des Kronprinzen dienten dazu, den Rest von Befangenheit zu entfernen, den die glänzende Umgebung auf die Kinder ausübte.

„Da bist du ja, Wilhelm, habe Dank!“ rief plötzlich die Kaiserin.

Eine Seitenthür hatte sich geräuschlos geöffnet und die geliebte Gestalt des greisen Kaisers war unbemerkt eingetreten. „Keine Störung — bitte — bitte —“ mehrte er gütig, als alles stehen blieb und die Aufmerksamkeit sich allein auf ihn richtete.

Die Prinzessinnen liefen aus dem Nebenzimmer herbei und begrüßten den Großpapa zärtlich.

„Habt ihr schon etwas gefunden?“ fragte der Kaiser.

„Willy hat zwei Eier gesehen, aber sie sagt nicht wo und hat sie liegen lassen,“ meldete die jüngste Prinzessin geheimnisvoll und die mittlere setzte hinzu:

„Moffy aber hat eins gefunden ohne es gesehen zu haben — es steckte nämlich plötzlich in ihrer Tasche.“

„Wird hier auch Hexerei getrieben?“ scherzte der Kaiser, nachdem er sein jüngstes Großtöchterchen zärtlich geküßt.

„Ich fühle es leise an mir krabbeln, Großpapa, als die Gräfin neben mir stand,“ versicherte Prinzessin Margarethe pflüßig lächelnd, „und es ist sehr merkwürdig, daß auf dem Ei gerade so reizende Beilchen sind, wie die Gräfin immer malt, mit Würzelchen daran und mit kleinen Klümpchen Erde, eben ein Johanniskäferchen ist darauf.“

Prinzessin Sophie sagte: „Aber der Käfer ist verfrüht, Gräfin — er darf vor Johanni nicht erscheinen.“

„Offiziell nicht, Prinzchen, aber incognito auf einer heimlichen Refognoscierung.“

„Darum ist wohl auch sein Röckchen nicht so rot wie im Sommer — das arme Ding sieht wirklich ganz erfroren aus.“

„Da haben Sie die Kritik der Unbefangenheit, Gräfin,“ fiel der Kronprinz ein, „die Beilchen hier sind nach der Natur gemalt und das Käferchen hat die Phantastie erfunden. Sehen Sie keine Johanniskäferchen mehr an die Märzweilchen.“

Jeder Winkel war abgesehen — die Eier wurden gezählt — es hatte jeder sein Teil; nun sollten Spiele folgen. Der Kronprinz hielt das vorbeispringende Röschen an den langen braunen Böpfen fest und rief: „Ich spiele Pferdchen.“

Ehe das Spiel aber in Gang kam, ließ sich der Kaiser die Kinder vorstellen und hatte für jedes einige freundliche Worte. Unter den älteren Eleven befand sich noch die Tochter eines im Feldzuge 1870 gefallenen Offiziers. Der Kaiser sprach längere Zeit mit der jungen Dame und sein gütiges Gesicht hatte einen wehmütigen Ausdruck während des Gesprächs; Thränen verdunkelten des Mädchens Blick, als es sich bückte, um die Hand des geliebten Kaisers zu küssen, für den ihr Vater freudig gestorben. Der Kaiser hatte der Waise seines braven Offiziers diese Hand zum Abschied gereicht, aber nicht um sie küssen zu lassen. Hastig, mit einer leichten Verlegenheit, zog er die Hand zurück und klopfte freundlich den Scheitel der Gebengten mit den Worten: „Nicht doch, nicht doch, liebes Kind!“

Während im Balkonzimmer gespielt wurde, schlossen die Lakaien den blauen Speisesaal und der Kaiser wollte sich von seiner Gemahlin verabschieden. Sein Blick suchte die Prinzessin Margarethe, welche vor einem Ebenholztschischen stand und einen dort liegenden Gegenstand betrachtete. Röschen stand daneben und schaute mit einem auffallend betroffenen Gesicht zu.

„Das ist ein natürliches Ei,“ hörte der Kaiser die Prinzessin beherrschend sagen und sah dann, wie sie das Straußenei emporhob, welches er gestern in Gegenwart der Prinzessin der Kaiserin geschenkt hatte.

„Hat Fräulein B. es der Kaiserin geschenkt?“ fragte Röschen halb erschrocken und halb erstaunt.

„Nein!“ antwortete Prinzessin Margarethe verwundert, „der Kaiser schenkte es der Kaiserin.“

Verwunderter als die Prinzessin bei des Mädchens Frage sah Röschen auf das Ei. Die Prinzessin gab es ihr in die Hand und Röschen drehte es, wie schon früher einmal, hin und her, um den Namen zu suchen, den jenes Ei getragen, welches sie meinte.

„Da steht’s,“ rief sie plötzlich, fuhr aber im letzten Augenblick zusammen, wie vom Blitz getroffen, denn der obere Teil des Eies war unter ihren Fingern vorgesprungen, sie hatte gerade in dem Augenblick, ohne es zu beabsichtigen, die Stelle berührt, nach welcher Fräulein B. und sie vor Tagen so lange vergeblich gesucht, ein Druck auf den rechten Fleck hatte die Feder springen lassen und einen kleinen Behälter vorgepresst, welcher mit dem oberen Ende des Eies zusammenhing.

Auch der Kaiser hatte beobachtet, was passiert war, trat hinzu und nahm dem erschrockenen Kinde das Ei aus der Hand.

„Da wäre ja das Rätsel gelöst,“ rief er heiter aus, „hier liegt, wie es scheint, auch eine Erklärung bei“ — in dem Schächtelchen befand sich ein zusammengelegtes Blatt ohne Adresse. Der Kaiser entfaltete es und las es, zuerst stumm für sich, dann laut, der Kaiserin zugewandt:

„Liebes Fräulein Ida! Ich werde Sie wohl auf der Erde

nicht wieder sehen, das franke Bein soll mir abgenommen werden und man bringt mich noch heute in die Charité — ich habe wohl Angst, aber nicht sehr, denn ich bin der Schmerzen so müde, aber ich glaube nicht, daß ich's überstehe, und da wollte ich Ihnen auf Erden noch einmal so recht von Herzen danken für alle Ihre Liebe und Geduld und für alles, was Sie sonst an mir gethan haben. Ich kann es Ihnen nicht vergelten, aber der heiligen Jungfrau werde ich es erzählen und meiner Mutter, wie Sie mich armes elendes Kind gepflegt haben. Engel und Heilige mögen Sie behüten vor Schmerz und Krankheit. Ich besitze nichts Eignes als dies Ei von meiner Mutter, welches Sie immer so hübsch fanden — der Vater erlaubt mir, es Ihnen zu schenken zum Andenken an mich. Nun adieu liebes Fräulein Ida — beten Sie für mich, wenn ich morgen erlöst werden soll. Luise."

Der Kaiser schweig und betrachtete sinnend das Blatt, dann äußerte er wehmütig: „Es trägt kein Datum — wer weiß wie lange dies Blatt schon in dem Ei ruht, wer die arme Luise und die barmherzige Ida war.“

„Ich weiß es,“ flüsterte ein schüchternes Stimmchen hinter der Prinzessin Margarethe, und aller Blicke wandten sich auf das heiserredende Köschchen, welches die Prinzessin an der Hand hervorzog. „Ich habe es Fräulein B. gleich gesagt,“ stotterte das Kind verlegen, aber zugleich auch freudestrahlend, „daß die Kaiserin es gewiß kaufen würde, wenn sie es sähe.“

Neues Staunen; die Blicke der Gesellschaft suchten die junge Lehrerin, welche bescheiden vortrat. Kein Respektshauer beengte ihre Brust, keine Furcht wehrte der warmen Nührung, mit welcher sie den einfachen Zusammenhang erklärte. Fräulein B. hatte in den höchsten der Erde auch ihre Geisteserkenntnis und fühlte sich ihnen in diesem Augenblick selbsten nahe in aller Demut. Sie erzählte, daß sie das Ei in eins der großen Geschäfte habe bringen wollen, welche den alten Refugies angehörten, die bis in die jüngste Generation treu zusammenhalten. Aber es habe ihr im letzten Moment der Mut gefehlt, in den eleganten Läden, dem vornehm thuenenden Ladenpersonal gegenüber ihre Bitte auszusprechen, und so suchte sie einen kleinen Laden in der Königsstraße auf, dem der Inhaber selber vorstand, das Papamentergeschäft von Herrn d'Albret, der sich in diesem Jahre zum erstenmal auch Dstereier hielt. Er habe ihr bereitwillig 20 Mark für das Ei gegeben, welche sie noch in derselben Stunde der beglückten Familie Humbert einhändigte. Dann fügte Fräulein B. hinzu, daß sie im Verlauf des Gespräches Herrn d'Albret von dem Eierfuchen im kaiserlichen Palais erzählt habe, dies müsse — so nahm Fräulein B. an — in dem klugen Geschäftsmann den Wunsch geweckt haben, auch zu den Glücklichen zu gehören, die den Majestäten Dstereier verkaufen dürfen.

„Und wie geht es denn dem armen Kinde?“ fragte der Kronprinz.

„Die Operation ist geglückt — Luise lebt.“

Des Kaisers Antlitz leuchtete in inniger Milde bei der Mitteilung der jungen Dame. Er drückte ihr warm die Hand und beglückte sie durch freundliche anerkennende Worte. Den kleinen Zettel nahm der hohe Herr mit, als er sich bald darauf von der Kaiserin verabschiedete und vom Kronprinz begleitet die kleine Gesellschaft verließ. Die Prinzessinnen durften noch an dem Souper teilnehmen, mit welchem das schöne Fest schloß. Vorher sagte die Kaiserin ihren Schützlingen Lebewohl, die Palastdame machte die Honneurs der Tafel. Das Ei blieb in dem Salon der Kaiserin. Am folgenden Tage kam eine Sendung aus dem Kabinett des Kaisers unter Adresse des Fräulein Ida B. in das Augusta-Stift. Diese kaiserliche Sendung enthielt das Ei mit dem Brief der kleinen Luise, war außerdem aber mit einer bedeutenden Summe gefüllt, welcher die Worte beilagen:

„Der barmherzigen Ida zur Pflege ihres Schützlings Luise.“

Emile Erhard-Wiesbaden.

Für den Lesetisch der Hausfrau.

Die literarische Produktion, die nach der Befriedigung des vielfordernden Weihnachtsmarktes einige Monate geruht zu haben schien, flutet seit Beginn des Frühlings wieder in vollen Wogen daher, nicht unähnlich einem Strom, der, durch wasserreiche Bäche und Zuflüsse genährt, nur um so majestätischer dahin wallt, die Erträgnisse des Menschengesistes, die Gebilde der Menschenhand, die Früchte der Höben wie der Tiefen auf seinem Rücken dahinführend.

Freilich ist nicht alles wertvoll, was so auf seinen Wogen daher geschwommen kommt; auch viel Schlamm und Geröll, viel Überlebtes und Abgestorbenes setzt er an den Ufern ab, nicht selten die reine Frühlingsluft mit Verwesungshauch verpestend; ebenso der Strom der literarischen Produktion! Viel Wüstes und Unsicheres wirft er Tag für Tag an den Strand, neben dem Besten und Schönsten, dem Edelsten und Kostlichsten: unsere Leserinnen werden uns, die wir die dahertreibenden Produkte zu prüfen und zu sichten haben, Dank wissen, wenn wir ihnen nur von letzteren berichten, wenn wir für das Allerheiligste des deutschen Hauses, das Familienzimmer, den Lesetisch der Hausfrau und Mutter nur das Beste, künstlerisch Schöne, sittlich Reine darbieten.

Darunter wird vielleicht nicht immer das Erwähnung finden, was als modernste Hervorbringung gerade von sich reden macht, was allernueste Form und allerpraktischsten Parfüm an sich trägt! Was die gedankenträge Menge, heißhunnig nach immer Neuem und Absonderlichem, oft am meisten bewundert, ist neun Male unter zehn stümmerndes Virtuosenkunststück (wenn nicht Schlummeres!), aber kein Kunstwerk! — Ein wahrhaft künstlerisches Gebilde — ich wiederhole das Diktum eines edlen, allzeitig dahingeschiedenen Dichters — erreicht bei geringstem Aufwande äußerer Mittel durch die aus der Tiefe arbeitende Idee, in Kindeseinfalt und Reinheit groß, seinen erhabenen Zweck. Dieser Zweck ist aber nicht, das Auge zu blenden und den Geist zu bestücken, sondern das Menschenherz in seiner Tiefe zu rühren, den Menschenwillen zum Höchsten und Schönsten zu stärken! „Denn die Gesetze der Moral,“ das sprach einst Robert Schumann — wahrlich doch ein Künstler von Gottes Gnaden — als tiefste Ueberzeugung aus, „die Gesetze der Moral sind ewig auch die der Kunst!“

Unter den Büchern, die sich für den Lesetisch einer denkenden Frau wohl empfehlen, nennen wir zunächst eine Anzahl solcher Werke, die wohl der Kunst, aber nicht der Dichtung angehören. Edward Hanslick, bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Musiklehrten der Gegenwart und, neben zahlreichen anderen Schriften, Verfasser jenes allverbreiteten Büchleins „Von musikalisch Schönem“, das eine grundlegende Bedeutung für die neuere musikalische Aesthetik gewonnen hat, veröffentlichte unlängst unter dem Titel „Suite, Aufsätze über Musik und Musiker“ (Wien und Teichen, Verlag von R. Prochaska) ein höchst lehrreiches und anziehendes Buch, das in allen Häusern, wo die Musik nicht als leerer Klingklang oder als Toilettenartikel behandelt wird, den wärmsten Beifall finden und Leser und Leserinnen inner-

lichst bereichern und erheben wird. Aufsätze wie „Dektor Verloz in seinen Briefen und Memoiren“, oder „Beethoven in Wien“, „Das Leben Chopins“, „Zur Geschichte der Jugendzeit Giuseppe Verdis“ u. s. w. gehören zum Besten und Anziehendsten, was man im Bereich der Musikliteratur lesen kann!

Aller Empfehlung wert ist ferner das vor kurzem in dritter Auflage erschienene, nach Tagebuchaufzeichnungen sorgsam zusammengestellte und in geistvoller Weise zu einem Ganzen verarbeitete Buch von Friedrich Bodenstedt: Eine Königsreise (Leipzig, Verl. von Johann Lehmann). Der Dichter von Mirza Schaffy gehörte, wie bekannt, zu jener engeren Tafelrunde, die der verstorbene Bayernkönig Max aus hervorragenden, eigenartigen und anregenden Männern der Wissenschaft und der Kunst wöchentlich einige Male um sich zu versammeln pflegte; aus der er auch bei den häufigen Reisen und Wanderungen durch sein schönes Land sich die Begleiter zu vertrautem Gedankenaustausch über alles, was seinen strebenden Geist, sein tiefempfindendes Gemüt beschäftigte, auszuwählen liebte. Eine solche Reise, besser eine Fußwanderung durch das bayerische Alpenland, vom König Max in Gesellschaft des General v. d. Tann, der Grafen Rappenheim und Ricciardelli, des Professors Riehl, des Baron Leonrod, Franz v. Kobells und Bodenstedts in schönen Sommertagen und Wochen ausgeführt, schildert das genannte Buch in feinfühler Weise, und der Leser, der den königlichen Wanderer nebst seinen Freunden auf Schritt und Tritt, in Regen und Sonnenschein, durch Schloß und Hütte begleitet, wird Ohrenzeuge der interessantesten Gespräche über wichtige Fragen des Lebens, über tiefste Probleme des Denkens und Empfindens, und gewinnt erhöhte Verehrung für einen Monarchen, der inmitten aller Macht und alles Glanzes seiner hohen Stellung als höchste Aufgabe seines Lebens immer doch die verfolgte, ein edler Mensch zu sein.

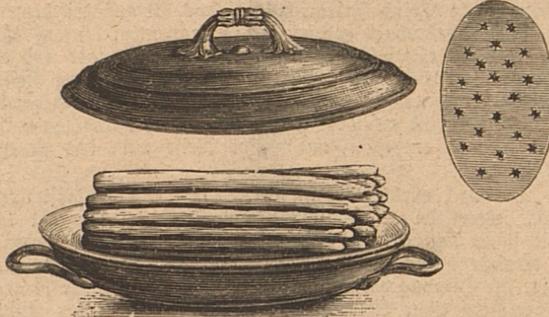
Streben Frauen, die an den Genuß, den ihnen Kunstammlungen und Museen bieten, gern eine Beschäftigung mit der Geschichte der Kunst, eine Einsicht in die Technik, in die ästhetischen Gesetze derselben verbinden möchten, bietet sich, zunächst für die ersten Schritte zum Ziel, ein trefflicher Ratgeber und Leiter dar in Rudolf Adams sehr lehrreichen Buche: Einführung in die antike Kunstgeschichte. Mit 123 Illustrationen. (Hannover, Verlag von Helring, N. 3.) Nach einer recht klaren und faßlichen Übersicht über die Entwicklungsstadien der Kunst im allgemeinen folgt in anziehender und instruktiver Darstellung die Schilderung der Kunst bei den Ägyptern, bei den Semiten, den Griechen, Römern, Perfern und Indern. Vorzüglich in den Text eingedruckte Illustrationen erleichtern das Verständnis und prägen das Gesehene dem Bewußtsein fest ein. Der Verfasser ist ein geschätzter Lehrer der Kunstgeschichte am Polytechnikum zu Darmstadt.

Wir gehen nun zu Werken der dichten Kunst über und empfehlen als ansprechende Lektüre einen kleinen Roman, der neben seinem poetischen auch einen gewissen ethnographischen Wert beanspruchen darf: ich meine Lutin und Lutine. Eine Erzählung aus dem Bearn. Von Claire v. Glümer. (Leipzig, Verlag von Bernhard Schöde.) Die verdienstliche Verfasserin hat sich durch langjährigen Aufenthalt in Frankreich namentlich mit dem Süden und Westen des schönen Landes, seiner Geschichte, seinen Sitten und Gewohnheiten, der Sinnes- und Denkweise des Volkes tief vertraut gemacht, und ihre ersten Bemühungen um eindringende Erkenntnis der Volksseele haben auch für die Poesie reife und schöne Früchte gezeitigt. Dahin ist zu rechnen ihr treffliches Buch: „Aus den Pyrenäen“, dahin auch ihr Novellenbuch „Aus der Bretagne“, dahin endlich der obgenannte kleine Roman „Lutin und Lutine“. Der Vorwurf zu der Dichtung ist unmittelbar aus dem spezifisch bearnischen Leben erwachsen; die Personen derselben tragen aufs überzeugendste das provinzielle Gepräge der Bewohner der Niederpyrenäen, und die Fabel selbst spielt sich mit fast sinnfälliger Wahrheit und Anschaulichkeit vor dem Leser ab. Die Lektüre hinterläßt den wohlthunendsten Nachklang im Gemüt.

2. 3.

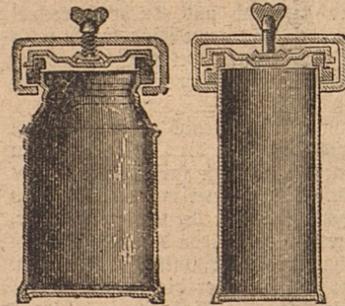
Wirtschaftsplaudereien.

Neue Spargelschüssel. Unseren Leserinnen dürfte eine der Jahreszeit angemessene Neuheit, eine aus vernickeltem Metall gearbeitete, mit Steingut-einlage, Sieb und Glocke versehene Spargelschüssel, willkommen sein; wie aus der Zeichnung ersichtlich, ist sie zum Servieren des Spargels auf der Tafel bestimmt. Das heiße Wasser zum Warmhalten des Spargels findet seinen



Platz zwischen dem mit Griffen versehenen Metallunterrah und der Steingutplatte; auf der letzteren liegt ein vernickeltes Sieb, welches mit Steinchen durchlöchert, das Spargelwasser ablaufen läßt. Das ganze Tafelgerät hat eine Länge von ca. 30 Cent. und kostet mit weißer Schüssel 16 Mark, mit einer solchen in Meißner Zwiebelmuster blau decoriert 20 Mark, einschließlich der dazu gehörigen vernickelten Glocke. Die Emballage wird mit 1 Mark extra berechnet.

Luftdichte Büchsen mit Bügelverschluss zum Einmachen von Spargel, Früchten, Gemüse u. s. w., sowie zur Vereitung von Beef-tea. Seit einer Reihe von Jahren werden gläserne Konservebüchsen in den Verkehr gebracht, welche zum Einmachen von Spargel und ähnlichem Gemüse treffliche Dienste leisten. Viele Hausfrauen, denen die Büchsen von Glas nicht haltbar genug erscheinen, ziehen es vor, solche Gemüse u. s. w. wie dies in früheren Zeiten allgemein üblich, in Büchsen aus Blech einzumachen. Diesen seien nun die nebenstehenden stützten Blechbüchsen, die sich nicht wie die älteren luftdichten Konservebüchsen aus Blech überschrauben können und auch in Bezug auf Reinigung und Handhabung bei weitem bequemer sind, empfohlen. Sie machen den Klempner entbehrlich, da sie nicht verkratzt zu werden brauchen, sondern durch luftdichten Bügelverschluss verschlossen werden.



Für Früchte, Gemüse und Beef-tea. Für Spargel und Gemüse.

den. Diese Büchsen sind besonders dauerhaft und schwer gearbeitet und sind daher auch zur Herstellung des uns aus England überkommenen und jetzt auch vielfach hier bereiteten Beef-tea vorzüglich geeignet.

Der Preis für solche Büchsen beträgt für einen Inhalt von ca. 1/2 1 1 1/2 2 Liter 1,60 1,75 2,00 2,25 Mark per Stück und sind die Büchsen für 1 und 2 Liter Inhalt durch ihre Form im wesentlichen für Spargel bestimmt.

Bezugsquelle.

Neue Spargelschüssel; luftdichte Einmachbüchsen mit Bügelverschluss, Hoflieferant E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

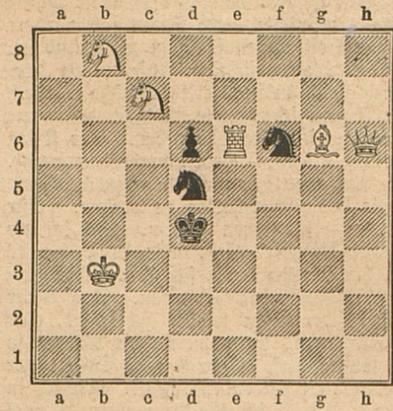
Buntes Allerlei.

Schach.

Aufgabe Nr. 174.

Von Dvorzak de Balben.

Schwarz.

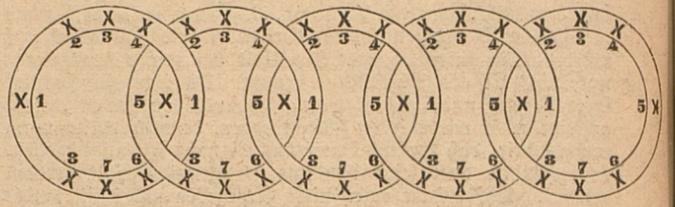


Weiß sieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 172 Seite 132.

- Weiß.
- 1. K f 3 — f 2.
- Schwarz.
- 1. T b 5 — c 5.
- Weiß.
- 2. D c 1 — h 1 mat.
- A.
- Weiß.
- 1.
- Schwarz.
- 1. T b 6 — c 6 oder n. d. 6.
- Weiß.
- 2. D c 1 — g 5 oder S e 8 — f 6 mat.
- B.
- Weiß.
- 1.
- Schwarz.
- 1. S a 5 oder g 6 zieht.
- Weiß.
- 2. D c 1 — c 4 oder T f 8 — f 5 mat.

Rechenrätsel.



a a a a b c d d d e e e e e e e e g g g i i i m n n n o o r r r r t t t t t u u y

In der Reihenfolge der Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 sind statt der Kreuzchen mit Hülfe der folgenden Angaben die obigen Buchstaben zu setzen.

- 1. Ring. Titel einer griechischen Tragödie.
- 2. Ring. Saiteninstrument.
- 3. Ring. Lichterscheinung nach Sonnenuntergang.
- 4. Ring. Handelsstadt in Unter-Ägypten.
- 5. Ring. Frauengestalt der griechischen Mythologie.

Die vier Buchstaben an den Verlettungsstellen der Ringe ergeben den Namen eines hervorragenden Komponisten unserer Zeit. —tz.

Auflösung des Pflaster-Rätsels Seite 132.

Z	W	I	S	C	H	E	N	H	E	U	T	U	N	D	M	O	R	G	E	N
L	I	E	G	T	E	I	N	E	L	A	N	G	E	F	R	I	S	T		
L	E	R	N	E	S	C	H	N	E	L	L	B	E	S	O	R	G	E	N	
D	A	D	U	N	O	C	H	M	U	N	T	E	R	B	I	S	T			

(Zwischen heut und morgen liegt eine lange Frist, Lerne schnell besorgen, Da du noch munter bist.)

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 60.

Ein deutscher Kaufmann, der seit vielen Jahren, von seinen Angehörigen getrennt, in Ostindien lebte, erfuhr von einem Reisenden, daß seine Schwester nicht bemittelt sei, in Berlin wohne und ein Kind habe. Der Reisende konnte aber keine genaueren Angaben machen und wußte nicht einmal, ob das Kind ein Sohn oder eine Tochter sei. Der Kaufmann sandte seiner Schwester 3256 Pf. St. mit folgender Bestimmung: „Wenn Du einen Sohn hast, so gib ihm drei Teile des Geldes und behalte zwei Teile für Dich; hast Du aber eine Tochter, dann soll diese nur den vierten Teil erhalten. Die Angabe des Reisenden war aber unrichtig gewesen. Die Schwester hatte nicht ein Kind, sondern zwei Kinder und zwar einen Sohn und eine Tochter. Sie schrieb ihrem Bruder einen innigen Dankbrief und bat ihn um eine Änderung der Bestimmung. Als aber der Brief in Calcutta eintraf, war der Kaufmann verstorben. — Wie mußte nun nach Recht und Billigkeit die geschenkte Summe verteilt werden?“

J. Salomon.

Buchstabenversekung.

- 1. Stinde.
- 2. Winde.
- 3. Zier.
- 4. Sieg.
- 5. Henri.
- 6. Leba.
- 7. Tafel.
- 8. Olive.
- 9. Vorneo.
- 10. Entel.
- 11. Dahn.
- 12. Graus.
- 13. Oberst.
- 14. Christ.
- 15. Silbe.
- 16. Graun.
- 17. Harm.
- 18. Sieger.

Aus jedem der obigen 18 Wörter läßt sich durch Umstellen der Buchstaben ein anderes Wort bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen 18 Wörter ergeben den Titel eines bekannten Gedichts. —tz.

Korrespondenz.

Haushalt und Küche. N. S. in 2. Farben zum Färben der Dstereier erhalten Sie bei Wilhelm Brauns, Fabrik giftfreier Farben, Queblinburg. — Ein ganz originelles Rezept zu Ostereiern bringt die Zeitschrift die „Küche“; es lautet: Man bläst etwa 20 Eier aus (das Innere kann man zu Kücherei verwenden), füllt oder reibt 250 Gramm süße, sowie 20 Stück bittere Mandeln, von welchen man die Schale abgezogen, vermischt sie mit 1 Liter Milch, läßt sie eine Zeit lang stehen und preßt sie durch ein Tuch. Zu der Mandelmilch mischt man 200 Gramm Zucker, 35 Gramm aufgelöste Gelatine, wenn man es liebt etwas Maraschino, theilt die Masse in drei Teile, von welchen man den einen weiß läßt, den anderen rot, den dritten mit aufgelöster Chokolade braun färbt. Nun klebt man die eine Öffnung der Eier mit ein wenig Teig zu, füllt durch die andere die verschiedenen gefärbte Mandelmilch hinein und stellt die Eier aufrecht in klein gefüllte Eis. Sobald die Masse fest geworden ist, zerschlägt man die Schale behutend mit dem Messer, taucht jedes Ei einen Augenblick in warmes Wasser und entfernt rasch die Schale. Die ausgepreßten Mandeln lassen sich folgendermaßen verwerten. Man rührt sie mit 150 Gramm Puderzucker, 6 Eigelben, etwas abgeriebener Citronenschale schaumig, mischt den festgeschlagenen Schnee zugleich mit 2 Eißeln voll Mehl unter, bäckt die Masse in einem mit Butter ausgestrichenen Papierkasten, welchen man einen Finger dick damit füllt, bei mittlerer Hitze hellgelb. Man schneidet nach dem Erkalten kleine Kuchen von beliebig Form, welche man mit einer Wasser-glasur überzieht und trocknen läßt.